

Tagebuch: Der Einzug der Amerikaner in Heidelberg. 30. März 1945

Karl Otto Frommel (1871–1951) kam 1906 als Pfarrer der Christuskirche nach Heidelberg. Er habilitierte sich 1912 und wurde 1918 ordentlicher Professor für Neues Testament und Praktische Theologie an der Universität Heidelberg. 1937 wurde er emeritiert. Verheiratet war Otto Frommel seit 1899 mit Helene, geb. Helbing (1872–nach 1951). Von den drei Söhnen wurden Wolfgang Frommel (1902–1986) als Schriftsteller und Gerhard Frommel (1906–1984) als Komponist bekannt. Neben seinen Veröffentlichungen als Theologe verfasste Otto Frommel Novellen, Märchen, Erzählungen und Gedichte, die in seiner Zeit Anerkennung fanden.

Frommels theologische und politische Orientierung folgte den Strömungen seiner Zeit, blieb aber in Distanz zu allen Ideologisierungen. Sein Enthusiasmus für den I. Weltkrieg blieb zurückhaltend. 1918 stellte er sich auf den Boden der Weimarer Republik. Den Nationalsozialisten traute er nicht, ließ es aber zu, dass sie ihn als Schriftsteller hofierten.

Die hier wiedergegebenen Auszüge aus Otto Frommels Tagebüchern schildern die Karwoche 1945, in der die nationalsozialistische Herrschaft in Heidelberg zusammenbrach und die amerikanischen Truppen die Stadt besetzten. Die Passagen zeigen Otto Frommel als inneren Emigranten, der sich mit dem Moment der Besatzung durch die Sieger weniger Hoffnungen auf Freiheit als Sorgen um die nationale Zukunft Deutschlands macht. Sie ergänzen und bestätigen das bisher schon gewonnene Bild vom Zusammenbruch resp. von der Befreiung 1945 in Heidelberg.

Die Tagebücher Otto Frommels sind im Besitz von Melchior Frommel, einem Enkel. Ihm ist für die Überlassung der Textvorlage zu danken wie auch Susanne Himmelheber für die Vermittlung und Annette Dannenberg für die Erfassung des Textes.

Hans-Martin Mumm

Seit dem 25. März [Palmsonntag] spitzte sich die Lage von Stunde zu Stunde mehr zu. Die amerikanischen Truppen schoben sich immer weiter in den Raum zwischen Rhein und Bergstraße vor. Das dumpfe Getöse des Artilleriefeuers von der nahen Front war ununterbrochen bei uns vernehmbar. Nun schon seit Stunden kreisten fortwährend Tiefflieger über unserer Stadt. Angriffe auf Züge – u. a. auf die kleine Verbindungsbahn Heidelberg-Mannheim – richteten schweren Schaden an. Am Freitag 24. März fuhr die Frau des Oberkirchenrats Sch[ulz] gegen Abend nach Schriesheim, um für ihre Enkelkinder bei einem Bauern Milch zu holen. Der Zug, in dem sie saß, wurde in Dossenheim schwer beschossen; dabei erlitt die unglückliche Frau schwere Verwundungen in Brust und Unterleib. Man brachte sie – statt nach Heidelberg – nach Schriesheim, wo ihr rechtes Bein – ohne Narkose – amputiert wurde. Dort erlag sie dem Blutverlust und den Qualen der Operation. Ihr Gatte, der, obwohl schwer herzleidend, im Eilschritt von Heidelberg herübereilte, traf sie bereits tot an, furchtbar zugerichtet, mit zerfetzten Kleidern, neben ihr das amputierte Bein. Schon getraute sich niemand mehr die Eisenbahn zu benutzen. Zumal da die meisten Bahnschienenstrecken zerstört waren und der Verkehr immer mehr ins Stocken geriet. Meist fuhren die Züge nur noch des Nachts. Auf der besonders stark beschädigten Strecke Heidelberg-Würzburg standen überfüllte Lazarettzüge stundenlang, da man erst bei Anbruch der Nacht die Weiterfahrt wagte. Infolge davon benutzten die ungezählten Flüchtlinge aus dem Westen (Pfalz und Saarland) durchfahrende Lastautos. An einigen Straßenkreuzungen der Stadt harrten

täglich Hunderte ermüdete, aufgeregte Menschen meist ihre gerettete, kümmerliche Habe in Säcken und Koffern mit sich schleppend auf Fahrgelegenheit. Der Volksmund taufte diese Einsteigestellen „Anhalterbahnhöfe“. Von dem Flüchtlingselend kann sich, wer es nicht mit eigenen Augen gesehen, keinen Begriff machen. Besonders trübselig war das Straßenbild in der Nähe von Bahnhof und Post. Eine schwere, stickige Atmosphäre lag über den Straßen und Plätzen. Alles schien schmutzig, heruntergekommen, Grau in Grau! Am 25., einem warmen, fast schwülen Frühlingstag besuchten wir unsere Freunde [Moritz] Sch[auenburg] am Schloss-Wolfsbrunnenweg, um den verwundeten Sohn [Konrad Schauenburg], der im Lazarett Schlosshotel der Heilung eines dreifachen Bruches seines rechten Armes entgegenging, und der uns wegen depressiver Zustände einige Sorge bereite, zu besuchen. Bei unserer Ankunft teilte uns seine Mutter in großer Aufregung mit, dass tags zuvor die sämtlichen Insassen des Lazarettes, darunter Schwerverletzte, plötzlich entlassen wurden mit dem Befehl sich zu Fuß nach dem mehr als hundert Kilometer von hier entfernten Mannheim zu begeben und dort weitere Verfügung abzuwarten. Konrad Schauenburg war bereits unterwegs, musste aber infolge zu großer Schwäche selben Abend des Sonntags wieder zurückkehren. Der Sonntag traf uns alle in sehr gedrückter Stimmung. Die Stadt war zwar ziemlich menschenleer, doch begegnete man Soldaten in einem teilweise bejammernswerten Zustand, in völlig abgetragenen und schmutzigen Uniformen, mit stumpfem, hoffnungslosem Gesichtsausdruck.

Als wir gegen Abend in unsere Wohnung zurückkehrten, berichteten Augenzeugen, dass an zwei Stellen der Stadt, u.a. an der Mauer des Bergfriedhofes desertierte Soldaten aufgehängt gesehen wurden – ein Anzeichen für die Lage! Die folgenden Tage waren von fieberhafter Unruhe erfüllt. Einander widersprechende Gerüchte bildeten den Gesprächsstoff. Nach den Wehrmachtsberichten drängte der Feind im Osten und Westen unaufhaltsam vor; doch war aus verschlungenen Angaben kein deutliches Bild zu gewinnen. Nur das Eine schien mit Sicherheit daraus hervorzugehen, dass die Entscheidung nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen kann. Die große Frage, die uns alle im Tiefsten erregte, war die Zukunft unserer Stadt. Heidelberg war die einzige noch verhältnismäßig unversehrte Stadt im weiten Umkreis. Freiburg, Karlsruhe, Bruchsal, Pforzheim, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Heilbronn, Stuttgart,



Abb. 1: Kriegsende und Befreiung in Heidelberg. 30. März 1945. Amerikanische Truppen setzen mit Pontons über den Neckar. Deutsche Truppen hatten zuvor die Brücken gesprengt. Photo Stadtarchiv Heidelberg.



Abb. 2: Mannheim wird bombardiert. Blick in die Rheinebene nach Mannheim unmittelbar vor Kriegsende, wo die Flakabwehr aktiv ist. Foto Stadtarchiv Heidelberg.

Ulm, Augsburg, München liegen in Trümmern. Wir lebten wie auf einer Insel in der Flut des Untergangs und der Verwüstung. Offenkundig hatten die Feinde – aus welchem Grund auch immer – Heidelberg bewusst geschont. Aber war nicht doch noch zuletzt die Katastrophe zu befürchten? Es schienen – Genaues lässt sich darüber heute noch nicht feststellen – starke Gesinnungsverschiedenheit innerhalb unserer maßgebenden Kreise bestanden zu haben. Es hieß, der Gauleiter Robert Wagner, der bis in die letzten Tage in Aufrufen und Reden schärfsten Widerstand forderte, wollte Heidelberg aufs äußerste verteidigen. Ja es wurde sogar mit Errichtung von Gräben und Sperrmauern begonnen. Am Montag oder Dienstag hieß es, Mannheim sei in Brand gesteckt, um dem Feind das Vordringen zu erschweren. Ludwigshafen war bereits in amerikanischer Hand. Auch wusste man nicht, aus welcher Richtung der Feind sich uns nähern werde. So kam man mit den Vorbereitungen für die Verteidigung nicht recht weiter.

Am 26. März [Montag der Karwoche] zog ein Ehepaar M. [Müller, der Mann Angestellter der IG-Farben], dessen Wohnung in Ludwigshafen bombengeschädigt war, in unserem oberen Zimmer ein. Da die Sirene bei Tag und Nacht nicht zum Schweigen kam, verlebten wir unruhige Tage und noch gestörtere Nächte. Wir legten uns – übrigens schon seit vielen Wochen – in den Unterkleidern ins Bett, um uns im Falle des Vollalarms möglichst rasch in den sehr schlecht geschützten Keller zu flüchten. Im Übrigen waren diese Tage bedrängt von der Sorge um die Beschaffung von Lebensmitteln. Die Bäckereien, Metzgereien und Gemüsegeschäfte wurden gestürmt. Um zu einem Brot, zu Butter und Gemüse zu kommen musste stundenlang vor den Läden angestanden werden. Viele Geschäfte waren nur stundenweise geöffnet. Eine große, zunehmende Erregung bemächtigte sich der Bevölkerung. Das Gespenst der Hungersnot zeigte sich am Horizont. In den Organisationen der nat. soz. Partei begann Verwirrung und Ratlosigkeit einzunisten. Man munkelte, die geheime Staatspolizei sowie prominente Persönlichkeiten der Partei hätten die Stadt verlassen, nachdem noch am Montag 26.3. von dem Einsatz der neuen Waffen binnen weniger Tage geredet worden war. In manchen Gärten wurden abgelegte S. A. Uniformen, nat. soz. Bücher und Bilder aufgefunden. Offenbar breitete sich in gewissen Kreisen eine Panikstimmung vor.

Zu den schlimmsten Erscheinungen in solchen Zeiten gehört das unverantwortliche Gerede (das endlose Geklatsche und Geschwätz), das nur der Sensation dient, ohne irgendeinen Nutzen zu schaffen. Die Pfälzer waren in diesem Stück von jeher groß. Es ist etwas beelendendes, um ein hilflos seinem Schicksal preisgegebenes Volk, dessen Führung im Augenblick der höchsten Gefahr versagt.

Nie – auch im Ersten Weltkrieg nicht – haben wir eine so dunkle Passionszeit und Karwoche erlebt. Das größte Gericht der Weltgeschichte drohte über uns niederzugehen. Wie klein und ungeschützt ist in solcher Schicksalsstunde der Einzelne. Die Botschaft vom Kreuz ist in solcher Lage die letzte und einzige Zuflucht.

Wir nahmen am Abend des Gründonnerstags an der Abendmahlsfeier in der Handschuhsheimer Friedenskirche teil. Eine kleine Schar Verängstigter hatte sich in der Kirche versammelt. Und nun stieg von Stunde zu Stunde die gespannte Erwartung. Es hieß: sie stehen bereits bei Schriesheim. In wenigen Stunden können sie dasein. Aber so hatte es schon am Palmsonntag geheißsen. Ein fast ununterbrochenes Geschieße erfüllte die Luft. Wenn sie kommen – von welcher Seite? Von Norden, Westen oder Osten? Sie scheinen dann von allen Seiten gekommen sich hier vereinigt zu haben. Eine große

Sorge war uns das Schicksal unserer drei Neckarbrücken. Schon in den ersten Tagen der Woche wurden sie alle zur Sprengung vorbereitet. Männer der Innenstadt sollen sich geweigert haben, die herrliche Alte Brücke, schon von Goethe als eine der schönsten gepriesen, zu vernichten. Sie boten sich an und führten es auch aus, die Brücke mit Steinen zu verbarrikadieren – leider hat dies nichts genützt. Schon in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag wurde die neueste „Hindenburgbrücke“, Zufahrtsbrücke zur chirurgischen Klinik, trotz heftigen Einspruchs des Chefarztes, dieses großen, tausend Schwerverwundete beherbergende Krankenhauses gesprengt. Und nun wurde dies vorbereitet, auf persönlichen Befehl Hitlers, in der Nacht vor Karfreitag auch die beiden anderen Brücken, Friedrichs- und Alte Brücke, zwar nicht völlig, aber größtenteils zerstört. Eine Maßnahme, die ihren Zweck, das Eindringen des Feindes in Heidelberg, zu verhindern nicht erreicht hat. Es ging das Gerücht, Heidelberg als Lazarettstadt dürfe auf Schonung rechnen. Die Sprengung der Brücken war aber unzweifelhaft eine militärische Maßnahme.

Unsere Hoffnung auf reibungslose Besetzung sank von Stunde zu Stunde. So gingen wir voll banger Erwartung in die Nacht zum Karfreitag. Wir brachten hier, sieben Personen, im Keller zu, die ganze Nacht war erfüllt vom Donner der Geschütze. Da war es ein unbeschreiblicher Augenblick, als beim Erwachen der Ruf in unseren Keller drang: „Die Amerikaner sind da.“ Wir erhoben uns, gingen in den in frischem Frühlingsgrün von der Morgensonne erleuchteten Garten und beobachteten den Einzug der amerikanischen Wagen und in langem Zug einzeln einerschreitenden, tadellos ausgerüsteten amerikanischen Infanteristen, meist hohe stattliche Gestalten.

Mit dem aufatmenden Gefühl, dass die unmittelbare Gefahr einer Beschießung der Stadt damit gebannt war, verband sich die bange Ahnung all der Schrecknisse einer feindlichen Besatzung und das beelendende Gefühl einer fremden Macht unterworfen zu sein. Fast wie im Traum wanderten wir um 9 Uhr in die nahe Friedenskirche, um dem Karfreitagsgottesdienst beizuwohnen. Da es weder Gas noch elektrischen Strom gab, konnte eine richtige Mahlzeit nicht zubereitet werden. Unsere katholische Nachbarin, Frau R., die viele Alarmnächte mit ihrem jungen Sohn in unserem Keller verbracht hatte, gab uns die Möglichkeit, einen Topf voll Kartoffeln auf ihrem Feuerherd (wir aßen die Kartoffeln aus der Hand) gar zu kochen. Am Nachmittag kam der Befehl, dass die Straßen von 5 Uhr ab für den Verkehr gesperrt seien. Da wir nur über eine unzureichende Kerzenbeleuchtung verfügten, begaben wir uns gegen 9 Uhr zur Ruhe, dankbar einmal wieder eine Nacht ungestört durch das alarmierende Geheul der Sirene durchschlafen zu dürfen. Doch scheint – nach vielem Geschütz- und Flugwaffenlärm zu schließen, in unserer ziemlichen Nähe noch gekämpft worden zu sein.

Der Morgen des Ostersonntags verlief verhältnismäßig still. Wir besuchten den Ostergottesdienst und nahmen im Anschluss daran einen Spaziergang über die Vorhöfe des Heiligenberges. Die Zeit der Kirschblüte hatte begonnen. In feiertäglicher Ruhe lag das schöne Land, Bergstraße, Rheinebene bis hinüber zum bläulichen Saum der Pfälzer Berge. Ein einfacher Mann hielt uns an und pries die Schönheit dieser Landschaft, die einen so scharfen Gegensatz bildete zu dem Kriegsgeschehen drunten in der Stadt. Denn viele Einwohner mussten von einer Stunde zur anderen ihre Wohnungen verlassen, um sie amerikanischen Soldaten – wenn auch nur vorübergehend – als Quartier zu überlassen. Dass dabei Ausschreitungen, Diebstähle und Zerstörungen vorkamen, war

eine für uns Deutsche nicht allzu befremdliche Tatsache. Leider hat sich aber deutscher Pöbel in diesen schweren Tagen ähnliches zuschulden kommen lassen. Dass deutsche junge Mädchen geschminkt und geschmückt sich mit Amerikanern eingelassen und von ihnen Zigaretten und Schokolade angenommen haben, gehört hoffentlich zu den Ausnahmen. Besonders auf Alkohol seien die Amerikaner erpicht. In dem nahen Gasthaus zum Lamm haben sie den gesamten Weinvorrat aufgebraucht und sich darauf dementsprechend aufgeführt.

Endlose Wagenkolonnen durchziehen bei Tag und Nacht die uns nahegelegene Rottmannstraße. Ihre Bemannung besteht zum Teil aus Negern.

Vom übrigen Reich sind wir vollkommen abgeschnitten. Dann und wann dringt eine Nachricht – oft im Widerspruch zur nächstfolgenden zu uns herein. Es heißt, die Russen stünden vor Wiener-Neustadt, die Amerikaner vor Eisenach, Nürnberg, Münster. In Berlin herrschten anarchische Zustände. Hitler soll zu weiterem Widerstand aufgefordert, Göppels [sic] die Befreiung als in zehn Tagen bevorstehend angekündigt haben.

Angeblieh soll Heidelberg zum amerikanischen Hauptquartier erlesen sein. Etwa 800 Offiziere wurden hier stationiert.

Viele Menschen haben den Kopf verloren. Manche befürchten Abtransport der arbeitsfähigen Knaben und Männer nach feindlichen Gebieten. Vielen fällt es schwer, sich politisch umzustellen und der tatsächlichen Lage ins Auge zu schauen. Die Hitlerbilder werden überall vernichtet. Dagegen [die] des alten Hindenburg lässt man unbeschädigt. Die Parteiorganisationen haben sich von einer Stunde zur anderen aufgelöst. Der Hitlergruß ist von der Straße verschwunden. Andere reden von erneutem Widerstand und von der Rückeroberung Frankfurts und Darmstadts. Es scheint der vorläufige Wille der Amerikaner zu sein, die Zivilbevölkerung, sofern sie sich der neuen Ordnung fügt, glimpflich zu behandeln. Dagegen wird man die nachweislichen Träger der Bewegung vermutlich, soweit man ihrer habhaft wird, gerichtlich verfolgen: Sie werden nicht viel Gutes zu gewärtigen haben.

Seltsam: Wir verbringen unsere Tage im Ganzen in den gewohnten Bahnen. Die Frage der Ernährung, die jetzt allerdings von Tag zu Tag schwieriger wird, hat schon während der ganzen letzten Monate die Hausfrauen in Trab gehalten. Im Übrigen ist es bis heute [4. April] hier außen am Rande der Stadt – von der verkehrswichtigen Rottmannstraße abgesehen – still, während in der Stadt Unruhe und Unordnung herrschen soll. Hier blühen die Bäume in wundervoller Pracht. Vogelgesang und Blütenduft erfüllt die Gärten und wenig belebten Seitenstraßen.

Aber die Menschen sind tief beunruhigt und aufgewühlt. Das persönliche und allgemeine deutsche Schicksal in seiner unausdenkbaren Verkettung von Unglück und Schuld, das Ergehen derer draußen, mit denen vermutlich noch für lange Zeit kein Post- und Bahnverkehr möglich sein wird, belastet einen schwer.

Was geschehen, erscheint uns wie ein böser Traum; ein furchtbares Gottesgericht, dessen plötzlicher Hereinbruch uns alle überrascht hat. Was kommen wird wissen wir nicht. Nur soviel, dass es der Schwere des Vergangenen kaum nachstehen wird.